Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 43 (2001)

Artikel: Meine erste Stelle als Lehrer im Bergdorf Stels im Prättigau

Autor: Gysin, Roland

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972209

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine *erste Stelle* als Lehrer im Bergdorf Stels *im Prättigau*

von Roland Gysin

Bei meiner Patentierung zum Primarlehrer am 24. März 1945 drückte man mir ein zugeschnürtes Paket mit allen Lehrmitteln der Primarschule in die Hand und wünschte mir viel Erfolg in meinem Beruf. Eine Stelle hatte man mir allerdings nicht anzubieten. Im Augenblick machte mir das auch nicht viel aus, denn ich musste ja schon am nächsten Morgen wieder in den Militärdienst einrücken, aus welchem ich dann erst am 19. Mai 1945 entlassen wurde.

Nach einigen Tagen des Nichtstuns begann dann für mich ein sechswöchiges Lehrpraktikum an der Gesamtschule Titterten bei meinem späteren Freund und Kollegen Hans Buser. Natürlich hielt ich dauernd Ausschau nach einer Lehrstelle oder wenigstens nach einem Vikariat. Hoffnungslos – der Krieg war vorbei, die Lehrer waren wieder daheim in ihren Dörfern und es brauchte keine Vikare mehr – ich blieb stellenlos und sass den Eltern wieder auf der Haube. Eine Arbeitslosenunterstützung gab es nicht, denn ich hatte ja noch gar nie etwas verdient und nach den damaligen juristischen Regeln hatte man für das Nichtstun auch nichts zugute. Ich musste eine Lösung suchen.

Roland Gysin ca. 1946

Kurz entschlossen packte ich meinen Tornister, zog die schweren Militärschuhe an und machte mich auf Wanderschaft – über den Hauenstein, Richtung Luzern, dann über den Brünig, hinunter nach Brienz zu meinem Onkel nach Oberrried am Brienzersee, der neben seinem Beruf als Schuhmacher ein kleineres Bauerngut bewirtschaftete. Der war gewiss froh um eine Hilfe beim Bergheuet.

Bis zuoberst hinauf an den Brienzergrat wurde damals Heu gemacht und dort oben herrschte ein emsiges Treiben. Schon in der Morgendämmerung hörte man das Wetzen der Sensen, gelegentlich unterbrochen durch einen Jauchzer. Wenn die Sonne zu brennen begann, wurden die Heumaden gezettet und am Nachmittag gewendet. An heissen Tagen konnte es geschehen, dass das Heu schon gegen Abend so dürr war, dass man es noch gleichentags zusammenmachen und in Seiltüchern in die Hütte oder zu einer Triste tragen konnte – das sind mehrere Meter hohe, sorgfältig aufgeschichtete Heuhaufen. Heu eintragen fordert vor allem Kraft und Geschicklichkeit. Schon das Aufnehmen der zentnerschweren Last auf die Schultern gleicht einem akrobatischen Kunststück. Der Träger legt sich dabei rücklings auf die runde Heuburde und greift mit starken Händen auf Kopfhöhe in die Maschen des Seiltuches. Nun winkelt er ein Bein an und versucht mit einer ruckartigen Drehbewegung auf das Knie zu kommen und die Bürde vom Boden zu heben. Jetzt gilt es, sich mit beiden Beinen hoch zu stemmen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und sich auf schmalstem Weglein trittsicher fortzubewegen. Doch schon manchem war die Drehung etwas zu brüsk oder der Schwung etwas zu stark geraten und er musste die Heubürde kopfüber fahren lassen und zusehen, wie sie den Steilhang hinunter kollerte, bis sie an einem grossen Stein oder an einer Tanne zerschellte und das sorgsam zusammengetragene Heu wirr zerzettelt liegen liess.

Gegen Feierabend rüstete man sich wieder für den nächsten Tag. Die Sensen mussten gedengelt werden und wie Musik ertönten dann von nah und fern die gleichmässigen Schläge des Dengelhammers. Endlich – nach einem arbeitsreichen Tag – konnte man die gemeinsame Hütte aufsuchen, sich ein einfaches Nachtmahl zubereiten und noch ein wenig miteinander plaudern über Ereignisse im Dorf oder in der Politik.

Mitten im Bergheuet erreichte mich die Nachricht, dass die Gemeinde Schiers für ihre Fraktion Stels einen Lehrer suche für den Schulwinter 1945/46 – ich solle mich doch melden.

Ich besann mich nicht lange, reiste nach Hause, stellte alle nötigen Unterlagen zusammen und bewarb mich um die Stelle. Umgehend erhielt ich von der Schulpflege Schiers die Mitteilung, dass ich als Lehrer gewählt sei und die Stelle anfangs September antreten könne. Allerdings bestand in Sachen Entlöhnung noch eine gewisse Schwierigkeit, denn der Kanton Graubünden war nicht bereit, an einen Auswärtigen ohne bündnerisches Lehrerpatent einen Beitrag an die Besoldung zu leisten. Ich musste mich mit dem Gemeindebeitrag von Fr. 200.– pro Monat zufrieden geben. Allerdings versicherte man mir, dass sich die Schulpflege bemühen werde, doch noch zu einem kantonalen Gehaltsbeitrag zu kommen. Zum Trost offerierte man mir dafür eine Gratiswohnung im Schulhaus für den ganzen Winter und betonte, wie sehr man mir zu Dank verpflichtet sei, wenn ich mich trotzdem entschliessen könnte, die Stelle anzutreten, denn man hatte ja für Stels ganz einfach keinen Lehrer gefunden.

Selbstverständlich ging ich auf alles ein, denn mich interessierte die Arbeit in einem Bergdorf und zudem war mir wichtig, dass ich den Eltern endlich nicht mehr zur Last fiel und selbständig wurde.

Im Pfarrhaus in Schiers wurde ich freundlich empfangen, zum Mittagessen eingeladen und durch den Pfarrer als Schulpflegepräsidenten über das Nötigste meiner zukünftigen Arbeit informiert. Er anerbot sich auch, mich auf dem anderthalbstündigen Marsch nach Stels zu begleiten und mich dabei ein wenig über die Lebensverhältnisse dieser Bergbauern und deren Schule zu informieren. Es war ein kurzweiliger, interessanter Aufstieg, aber für mich war alles ungewohnt und fremd und je höher wir kamen, desto mehr befiel mich ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit. War ich meiner zukünftigen Aufgabe in dieser Bergwelt als Unterländer und neu gebackener Lehrer überhaupt gewachsen?

Endlich wurde der Weg etwas sanfter, die Landschaft öffnete sich, der Wald lag unter uns und wir erblickten die ersten, von der Sonne braun gebrannten Holzhäuser und Stadel. Wir genossen einen herrlichen Ausblick hinunter nach Schiers, talauswärts gegen Grüsch und in der Höhe nach Seewis. Am gegenüberliegenden Talhang, fast auf gleicher Höhe, lag das Dorf Furna mit dem Kirchlein und den grossen Tannenwäldern, aus denen die Rauchfahnen der Köhler aufstiegen, die in ihren Meilern Holzkohle brannten, denn Kohle war damals, so kurz nach dem Kriege, noch ein sehr rarer Rohstoff.

Stels, ein kleiner Weiler, bestand eigentlich nur aus ein paar Bauernhäusern und einigen Ställen, die sich um ein grosses mehrstöckiges Gasthaus, den «Stelserhof» gruppierten. Das

Stels-Schiers vor 1953. (Foto: Paul Mischol, Schiers)

Schulhaus Stels auf Gebiet Hof de Planis. (Fotoarchiv Gemeinde Schiers)

sehr kleine, schwarz gebrannte Schulhäuschen mit weissgetünchtem Sockel stand einige Gehminuten entfernt am bergwärts führenden Strässchen. Giebelwärts schaute eine weiss gerahmte Fensterreihe freundlich ins Tal hinab, und darüber, ganz oben unter dem Dachfirst, konnte man das kleine Schlafzimmerfenster der Lehrerwohnung entdecken. Traufseits, dem Sockel entlang, führte vom Strässchen her eine Treppe zur Haustüre hinauf. Das Sockelgeschoss selbst war nicht begehbar und ringsum zugemauert, bergwärts ragte es nicht einmal aus dem Boden heraus. Hier also sollte ich in den nächsten acht Monaten wirken.

Unterhalb des Schulhäuschens zetteten zwei Männer und eine bucklige Frau Mist, den sie Tage zuvor in mühsamer Arbeit ausgetragen und in kleinen Häufchen über die Matte verteilt hatten. Sie hielten dabei die Gabeln mit beiden Händen am Stielende fest, fast wie die Golfspieler ihre Schläger, und schlugen schräg von oben auf die Haufen ein, dass diese auseinander stoben, sich in kleinsten Fetzen gleichmässig verteilten und das grüne Gras leicht bräunlich färbten. Als die Leute uns erblickten, hielten sie in ihrer Arbeit inne und begrüssten uns freundlich. Der Pfarrer stellte mich als neuen Lehrer vor und fragte nach dem Schlüssel für das Schulhaus. Die bucklige Frau, sie hiess Dorli und war übrigens die Wirtin des Stelserhofes, steckte ihre Gabel ein und besorgte uns in Kürze das Verlangte. Sie erklärte sich dabei zu jeder Hilfeleistung bereit und meinte, wenn etwas fehlen sollte oder Fragen zum Schulhaus auftauchen würden, so könnten wir uns nur an sie wenden.

Jetzt ging es an die Besichtigung des Schulhauses. Durch die Haustüre trat man direkt in eine Art Hausflur von bescheidenstem Ausmass und minimalsten Einrichtungen. Gleich rechterhand war die Türe zur Schulstube und unmittelbar daneben an der Wand stand der einlöchrige Holzkochherd. Geradeaus führte eine schmale Brettertüre hinaus in das angebaute Aborthäuschen mit einem einlöchrigen Sitzbrett. Nein, Wasser gab es keines, das musste man etwas weiter unten an einem Stallbrunnen holen. Links neben der Aborttüre stand ein sehr einfacher Kasten mit einigem Küchengeschirr und Ablageflächen für etwelches Schulmaterial. Aus den Wänden ragten einige Holznägel zum Aufhängen der Kleider und darunter stand eine bescheidene Holzbank. Eine Treppe aus Brettern führte in den Estrich und zum Schlafzimmer hinauf. Dieses war direkt unter dem Dachfirst, hatte zwei Dachschrägen und war so niedrig, dass man mit dem Kopf an der Decke anstiess, wenn man sich auf die Zehen stellte. An Mobiliar standen da lediglich ein sehr kleiner Tisch mit Stuhl und ein Bettgestell, das mit Brettern ausgelegt war. Darin sollte ich schlafen, aber wie? Dorli wusste sicher eine Lösung. Im Schulzimmer standen zwei Reihen langer Schulbänke für je drei oder vier Schüler, ein Tisch, ein Stuhl, eine Dreibeinwandtafel und ein mächtiger Steinofen. Elektrisches Licht gab es in Stels keines. Für die Schulhausbeleuchtung stand mir lediglich eine kleine Ständer-Petroleumlampe zur Verfügung. Später kaufte ich mir zusätzlich noch einen Kerzenständer. Alles war sehr sauber und die rohen Holzwände dufteten herrlich nach Arvenholz. Ich stellte meinen Tornister und den kleinen Koffer mit all meinen Habseligkeiten samt dem Geigenkasten in das Schulzimmer,

und nun galt es, mich zum Wohnen einzurichten.

Der Schulratspräsident besprach noch ein paar Sachen mit Dorli, der Wirtin des Stelserhofes. Dann wünschte er mir alles Gute zu meiner Arbeit, verabschiedete sich und überliess mich dem Schicksal. Da kam Luzi, Dorlis Ehemann, mit einem mächtigen handgewobenen Leinensack, mit einem Rechen und einem geflochtenen langen Lederseil daher und lud mich ein, mit ihm in den Wald hinunter zu kommen, um den Sack mit Laub zu füllen, der mir dann als Matratze dienen sollte. Wir stiegen also bis zu den Laubbäumen in den Wald hinunter. Dort kratzte Luzi mit dem Rechen trockenes Laub zusammen und stopfte es in den Sack, sorgsam darauf achtend, dass keine Stecklein mit hinein rutschten, denn so wie man sich bettet, so liegt man. Als der Sack prallvoll war, zog er Nadel und Schnur aus der Tasche und nähte ihn sorgfältig zu. Jetzt band er sein Seil in der Mitte um den Sack und hob ihn so empor, dass das Seil auf seinen Kopf zu liegen kam, den er mit seinem zusammengefalteten Hut gepolstert hatte. Ich staunte, denn es war das erste Mal, dass ich einen Menschen mit seinem Kopf etwas tragen sah. Luzi war sehr stark, und mit strammen Schritten ging es wieder dem Schulhaus zu. Im Bett sah der Laubsack lustig aus. Hochgewölbt lag er da und ich konnte mir noch gar nicht recht vorstellen, wie man da schlafen sollte. Im Frühling war der Sack dann allerdings dünn und man spürte die Bretter und auch gelegentlich Baumästchen, die trotz aller Vorsicht beim Füllen hineingeraten waren.

Zu kochen brauchte ich in den nächsten Wochen noch nicht, denn solange Dorli, ihr Mann Luzi und ihr Onkel Christen, der Besitzer des Stelserhofes, noch mit Feldarbeiten und Wintervorbereitungen im Gasthaus beschäftigt waren, konnte ich mich mit ihnen zu Tische setzen. Später dann zogen die drei hinunter in ihr Heimwesen in Fajauna und der Stelserhof blieb für längere Zeit geschlossen. Jetzt musste ich allein im Schulhaus wohnen und haushalten.

Anbauschlacht in den Bündner Bergen 1941 (Stels-Schiers 1400 m ü.M).
(Foto: Paul Mischol, Schiers; Fotoarchiv H. Kessler, Schiers)

Der Schulanfang gestaltete sich sehr einfach. Ich stand unter der offenen Haustüre und sah, wie die Schüler sich in kleinen Gruppen dem Schulhaus näherten. Wir begrüssten uns und musterten uns gegenseitig. Es waren zwölf Schüler, verteilt auf neun Klassen. Alle hatten muntere Augen und blickten keck in die Welt. Mir waren sie sofort sympathisch und ich freute mich, mit ihnen einen Winter lang arbeiten zu dürfen. Sie traten mit Sicherheit in das Schulzimmer und bezogen selbständig ihre Plätze. Sie waren ja mit den Schulverhältnissen bestens vertraut, nur ein einziger Schüler war Neuling, ein aufgewecktes Bürschchen. Das Schulmaterial hatte jedes im Schulsack bei sich: Lehrmittel, ein Heft, eine Holzschachtel mit Griffel, Bleistift, Gummi und Federhalter und eine Schiefertafel. Damals mussten die Eltern noch für alles Schulmaterial selbst aufkommen. Das erklärt auch, warum die unterschiedlichsten Lehrmittel zum Vorschein kamen. Ein Mädchen brachte sogar ein Lesebuch seines Grossvaters mit und meinte, das gehe doch auch, sein Vater habe schliesslich auch mit diesem Buche lesen gelernt. Die Sachen waren fast durchwegs in gutem Zustand. Man hatte Sorge zu ihnen getragen, denn sie waren ja für die meisten eine teure Anschaffung. Als wir uns dann gegenseitig vorstellten, gab es einige Sprachschwierigkeiten, denn die Stelser Mundart weicht doch in manchem sehr von meinem Baselbieter Dialekt ab.

Der Unterricht gestaltete sich sehr familiär. Die Älteren standen den Jüngeren bei. Es gab

nicht die geringsten disziplinarischen Schwierigkeiten. Ich kam nur manchmal mit dem Lehrplan nicht ganz zurecht, denn ich hatte nur ein Minimum an Büchern bei mir und es gab Klassen mit nur einem Schüler. Dafür konnte man sich jedem einzelnen widmen und sich seinen Stärken und Schwächen anpassen. Besonders schön war der Gesangsunterricht. Alle hatten sehr helle Stimmen und sangen mit Vergnügen. Einige konnten sogar jodeln und führten es mir gerne vor. Bei allen Kindern stellte ich eine verhältnismässig kleine Vorstellungswelt fest. Kaum eines hatte jemals das Tal verlassen oder eine Stadt wie Chur gesehen. Sie lebten in ihren oft ärmlichsten Verhältnissen, über die wir uns im Unterland kaum eine Vorstellung machen konnten. Sie kamen dafür in der Welt der Bergbauern zurecht und waren mir da in manchen Stücken überlegen.

Eines Tages staunte ich nicht wenig, als die grossen Buben mit rauchenden Tabakspfeifen daher kamen und sie vor Schulbeginn neben der Schulzimmertüre in ein dafür vorgesehenes Brett steckten. Für mich war das völlig fremd, aber die Schüler taten das mit einer so grossen Selbstverständlichkeit, dass ich es geschehen liess. Später klärte mich dann der Schulpflegepräsident in dieser Sache auf. Das sei immer so gewesen und das solle ich getrost auch weiterhin dulden, die Buben würden das im Sommer auf der Alp auch tun und die Eltern hätten sowieso nichts dagegen. Auf Weihnachten schenkten mir dann die Schüler eine schöne Pfeife mit Weichselrohr und Porzellankopf, dazu eine bestickte Schweinsblase als Tabaksbeutel. Die Buben hatten mir nämlich bald einmal das Rauchen beigebracht, eine Untugend, die ich dann vierzig Jahre lang beibehalten habe.

Gegen Ende Herbst fanden die grossen Viehmärkte statt, an welchen die Bauern ihre Tiere verkauften, deren Erlös den grossen Teil des Jahresverdienstes ausmachte. Manche kamen dann fröhlich und oft etwas angeheitert nach Hause, andere wiederum liessen die Köpfe hängen. Luzi, der sehr stolz war auf seine Viehherde mit den prächtigen Tieren, kam lustig aufgelegt nach Stels zurück. Es war ihm auf dem Markt in Grüsch sehr gut gegangen, er hatte so viel gelöst, dass er sich gleich noch zu niedrigstem Preise eine Kuh kaufen konnte. Aber was mochte wohl bei diesem Handel in den Mann gefahren sein? Da führte Luzi nun zum Entsetzen aller ein abgemagertes Gestell von einer Kuh, mit einem schief gewachsenen Horn, in den Stall zu seinen prämierten Tieren. Er lächelte nur verschmitzt und meinte, bei richtiger Behandlung gäbe das schon noch ein gutes Stück, sie würden dann nur noch staunen.

Die «Behandlung» begann schon eine Woche später. Luzi und Onkel Christen errichteten im Garten vor dem Haus ein Bretterhäuschen von etwa anderthalb Quadratmeter Grundfläche, zwei Meter Höhe und einer Seitenwand als Türe – eine Rauchkammer. Neben dem Haus häuften sich Gerätschaften und Einrichtungen zum Schlachten eines Tieres. Jetzt wurde die gekaufte Kuh aus dem Stall geführt, mit der Flinte erschossen und zerlegt. Alles, was anfiel, wurde verwertet und so zubereitet, dass es den Winter über haltbar blieb. Schöne Muskelstränge wurden zu Trockenfleisch verarbeitet, kurz geräuchert und dann unter dem Dachgiebel zum Trocknen aufgehängt. Würste hängte man für längere Zeit in die Rauchkammer im Garten.

Man muss wissen, dass damals noch die ganze Lebensmittelversorung unter Rationierungsvorschriften stand und dass es schwer verboten war, «schwarz» zu schlachten. In Stels nahm man diese Dinge nicht allzu ernst. Um leben zu können, musste man möglichst viele Tiere verkaufen und sich das Fleisch für den Haushalt auf andere Art beschaffen, legal oder als Wildschütze auf der Jagd.

Daten der Lebensmittelkarte November 1945

500 gr	Zucker
250 gr	Teigwaren
250 gr	Konfitüre
250 gr	Mehl
50 gr	Schokolade
250 gr	Hafer
200 gr	Butter
350 gr	Fett oder Öl
150 gr	Speck
1	Ei
1 kg	Fleisch
6,7 kg	Brot
11 lt	Milch
150 gr	Bohnenkaffee

Eines Tages schleppten Bauern mit ihren Pferden zwei mächtige Tannenstämme vor

das Schulhaus, nicht gerade zu meiner Freude, denn sie versperrten mir den Weg zu meinem Brunnen. Die Schüler klärten mich aber rasch über deren Zweck auf. Es war das Brennholz für den nächsten Winter. Anderntags rückten die grossen Buben mit Holzerwerkzeugen an und ungeheissen machten sich die Schüler von da an in jeder Pause an die Arbeit. Zwei grosse Buben sägten mit einer Waldsäge etwa halbmetrige Trämmel von den Stämmen. Zwei andere spalteten diese fachgerecht in schöne Scheiten, und die kleineren Schüler durften das Holz in das Schöpfchen hinter dem Haus tragen und säuberlich aufschichten. Alles geschah ruhig und mit einer grossen Selbstverständlichkeit. Das ging so jede Pause, bis von den Stämmen nichts mehr zu sehen war.

Dieses Jahr war der Wintereinbruch ziemlich früh. Am Nachmittag begann es in grossen Flocken zu schneien. Die Kinder jubelten und trieben mit ihnen ein lustiges Spiel. Man fixiert dabei eine möglichst grosse Flocke, versucht, sie mit offenem Maul zu schnappen und geniesst einen Augenblick lang ihr Schmelzen auf der Zunge oder im Rachen. Dorli meinte, dieser Schnee würde liegen bleiben bis im März – für mich eine ungewohnte Vorstellung, aber sie traf zu. Am Morgen lag fast ein Meter Schnee auf Dächern und Matten und von den Wegen war keine Spur mehr zu sehen. Ausser zwei Schülern, die nahe beim Schulhaus wohnten, waren keine da. Für die übrigen mussten zuerst Wege gebahnt werden. Ich wartete gespannt, wie das geschehen sollte. Da bot sich mir ein selten schönes Bild. Ganz hinten, am Waldrand, tauchten plötzlich Kühe auf, die in sehr geordnetem Gänsemarsch ihrem Hirten folgten und dem Schulhaus immer näher kamen. Es war der Vater von zwei Schülern, der ihnen einen Weg zum Schulhaus bahnte. Hinter den Tieren stapften die beiden auf satt getretenem Weglein munter daher. Auch von der andern Hangseite her kam ein solcher Viehzug. Hangaufwärts wurde eine Herde durch ein starkes Pferd mit einem kurzen Holzerschlitten angeführt. Dadurch entstand fast ein bequemes schmales Strässchen. Beim Schulhaus angelangt, grüssten die Väter freundlich, wechselten mit mir kurz ein paar Worte, wendeten ruhig und gelassen ihre Herde und zogen so geordnet, wie sie gekommen waren, wieder ihrem Heimwesen zu. Mit der Zeit setzte sich der Schnee, aber wenn es wieder darauf schneite, so wiederholte sich das Spiel mit den Kühen.

Jetzt musste ich zünftig heizen. Die Buben zeigten mir, wie ich am vorteilhaftesten mit so einem Steinofen umzugehen hatte. Geheizt wurde jeweils am Abend, dann war die Schulstube am Morgen so richtig angenehm warm und die Steine kühlten auch bis am Abend nicht ab. Gegen elf Uhr musste ich ans Kochen denken. Das ging gut, der Herd stand ja unmittelbar neben der Schulzimmertüre, und wenn diese geöffnet war, konnte ich gut in der Pfanne rühren und nebenbei Schule halten. Die meisten Kinder stellten dann ihrerseits ihre Speisekessel oder Gamellen mit der Suppe oder einem einfachen Geköch zum Erwärmen auf den Ofen, von dem aus dann gegen Mittag die herrlichsten Düfte ausströmten und Nase und Magen kitzelten. Gemeinsam assen wir dann im Schulzimmer in den Bänken oder am kleinen Tisch zu Mittag.

Jan, ein etwas verstossener Knabe einer armen, kinderreichen Familie, kam am Morgen oft ganz verfroren im Schulhaus an, er trug nicht genügend warme Kleider und hatte Schuhe, die vorne tatsächlich Löcher hatten und das «Maul» aufsperrten. Damit der Schnee nicht allzu leicht eindringen konnte, hatte er sie mit Zeitungspapier etwas zu dichten versucht. Er konnte sich dann jeweils am grossen Ofen wieder erwärmen und die Schuhe trocknen.

Georg, auch aus einer armen Familie, kam eines Morgens ganz verstört in die Schule. Er hatte ein Tuch um den Kopf gebunden und wimmerte leise, denn er hatte Zahnweh, obwohl seine Mutter daheim versucht hatte, den Zahn auf ihre Weise zu plombieren. Sie hatte nämlich das Loch mit Staniolpapier (Alufolie) satt ausgestopft und gehofft, sie könnte den Knaben damit von den Schmerzen befreien. Zum Zahnarzt konnte man im Augenblick nicht gehen, es hatte zuviel Schnee, und offenbar war man ja auch nicht bei Kasse. Nach ein paar Tagen liessen dann aber die Schmerzen nach und etwas später befreite der «Doktor» den armen Georg von seinem Leiden, er riss den Zahn aus.

Eindrücklich blieb mir auch der Vater einer Schülerin, der eines Abends im Stelserhof erschien und Dorli bat, ihm doch ein oder zwei Leintücher zu leihen, seine Frau läge sehr krank im Bett, der «Doktor» müsse kommen und er möchte nicht, dass der sie ohne Leintuch auf dem Laubsack liegen sehe. Dorli gab ihm das Gewünschte bereitwillig, aber er hätte dafür eine kleine Quittung unterschreiben müssen. Ich staunte nicht wenig, als er zwei Kreuze hinmalte, er konnte nämlich nicht schreiben. Seine Tochter Stini dagegen, ein sehr gescheites Mädchen, beherrschte die Sprache wie sonst keines. Sie schrieb mir die meisten Aufsätze in Gedichtform, die ich kaum noch zu korrigieren brauchte. Ich hätte dieses Mädchen gerne ins Baselbiet genommen, um ihm eine angemessene Lehre zu ermöglichen, aber ich fand kein Gehör bei den Eltern. Stini musste gleich nach der Schule die Eltern unterstützen helfen und in einem Hotel als Dienstmädchen arbeiten.

Gegen Weihnachten liess ich meine Ski von zuhause kommen und wollte mit meinen Schülern ein wenig Skisport treiben, aber oh Schreck, ausser einem Buben besass niemand ein Paar Ski. Diesem Übel wusste ich abzuhelfen. Ich wandte mich an die Pro Juventute und an das Sporthaus Schmutz in Oberdorf, dessen Besitzer ich gut kannte, und bald waren alle Schüler einigermassen mit gutem Skimaterial ausgerüstet. Auch Jan war auf diese Weise zu gutem Schuhwerk gekommen. Wir bahnten hinter dem Schulhaus einen Übungshügel und machten in jeder Pause Skiunterricht. Die Schüler kamen rasch voran und bald konnten wir uns auch an grössere Hänge wagen.

Schulungs- und Erholungshaus Hof de Planis Stels ob Schiers. (Ansichtskarte Verlag Otto Furter, Davos Platz)

Die jungen Burschen gingen den Winter über ins «Holz», das heisst, sie arbeiteten als Holzfäller in oft weit abgelegenen und steilen Waldgebieten. Sie hausten meist in Alphütten und kamen nur übers Wochenende heim. Pferdebesitzer mit Schlitten, meist mittleren Alters, wurden zum Holztransport eingesetzt. Sie schleppten die gleichmässig abgelängten Stämme, nicht selten in riskanter Weise, zu den Tobeln hinaus, dem Bahnhof Schiers zu. Dort bot sich einem ein farbenprächtiges Bild: Die Männer in ihren blauen Blusen mit den Tabakpfeifen, die braunen, dampfenden Freibergerpferde und die fein duftenden Tannenstämme. Die Arbeit im «Holz» war sehr hart und reich an Unfallgefahren.

Wenn es die Zeit erlaubte, betätigten sich die Jungen oft auch als Fallensteller und Pelzjäger, natürlich illegal. Aber sie konnten mit dem Erlös der Felle die Haushaltkasse etwas aufbessern. Gefangene Tiere, vor allem Füchse und Marder, wurden stets mit einem Knüppel tot geschlagen, denn für ein unverletztes Fell löste man wesentlich mehr als für eines mit Schusslöchern.

Anfangs Februar führten Schulklassen von Wädenswil am Stelserberg ein Skilager durch. Ihre Unterkunft hatten sie im Stelserhof, und Dorli war verantwortlich für Haushalt und Verpflegung. Die beiden Männer, Luzi und Christen, und ein junges Mädchen aus ihrer Verwandtschaft standen ihr dabei helfend zur Seite. Schon Tage zuvor wurden eifrig Vorbereitungen getroffen. Das Haus musste richtig aufgeheizt, die Lebensmittelvorräte bereitgestellt und

die Zimmer wieder gereinigt werden. Eine äusserst wichtige Aufgabe war das Aufladen der Akkumulatoren für die elektrische Beleuchtung. Der Stelserhof war das einzige Haus in Stels mit einer elektrischen Beleuchtung und einem eigenen Kraftwerk im Schopfanbau hinter dem Haus. In allen andern Häusern und Ställen dienten zur Beleuchtung Karbidlaternen, ähnlich denen von Grubenlampen in Bergwerken, oder Petroleumlampen wie im Schulhaus. Christen hatte vorsorglicherweise schon im Sommer, dank einer Sonderbewilligung, das rationierte Rohöl einkaufen und in Fässern neben dem Monstrum von einem Dieselmotor bereitstellen können. Nach einigen vergeblichen Startversuchen begann dieser mit viel Lärm und Gestank zu laufen und über einen breiten Riemen den dahinterstehenden Generator zu treiben. Der Strom wurde in Batterien gespeichert und diente ausschliesslich der Beleuchtung. Der Raum war eng und düster und es roch sehr nach Öl und Abgasen. Christen sass gewöhnlich auf einem niedrigen Stühlchen, eine Pfeife rauchend, vor dem ratternden, stampfenden Motor und überwachte das ganze Geschehen. Manchmal erhob er sich, schraubte etwas an einem Ventil, stellte einen Hebel in eine andere Richtung oder goss bei irgend einem Lager oder Schmiernippel mit einem blechernen Kännchen etwas Öl nach, obwohl bereits solches heraussaftete und am Boden schwarze Flecken hinterliess. Das dumpfe Knattern des Motors konnte man im ganzen Haus hören und in der Küche war sogar ein leises Zittern zu verspüren. Wenn dann die Lampen nach Tagen nur noch spärliches Licht spendeten, dann wiederholte sich der Vorgang und Christen war wieder in seinem Element. Nie hätte jemand anders als er dieses Amt übernehmen dürfen, denn er war ja in ganz Stels der einzige Besitzer eines Motors und einziger, der in Sachen Elektrizität Bescheid wusste.

Mit dem elektrischen Licht ging man im Stelserhof sehr sparsam um. Nie durfte unnötigerweise eine Lampe brennen und Dorli machte in dieser Sache strenge Kontrolle. Zur Zeit der Skilager konnte dieses Sparprinzip nicht mehr fest eingehalten werden. Die Wädenswiler Schüler waren es von zuhause aus anders gewohnt und immer wieder brannte unnötigerweise Licht, die ständigen Ermahnungen von Dorli fruchteten wenig. Christen musste fast täglich sein Elektrizitätswerk in Betrieb setzen und die Batterien wieder aufladen.

Meine Schüler hielten sich diesen Fremden gegenüber auf Distanz. Obwohl man sie auf die netteste Art eingeladen hatte, am Skiunterricht doch teilzunehmen, konnte ich sie nicht dazu bewegen. Die sozialen Unterschiede wirkten offenbar zu stark. Da standen meine Stelser in ihren ausgetragenen, geflickten Kleidern, alles Anfänger im Skifahren, und bestaunten diese gewandten, etwas vorlauten «Unterländer», die mit tadellosen Skiausrüstungen und in modischen Anzügen gekonnt und elegant die Hänge hinunter fuhren. Und wie ich leicht feststellen konnte, schauten auch die Eltern etwas schräg und trotzdem gewundrig auf die Fremden.

Ich hatte sehr guten Kontakt mit den Lagerleitern. Sie interessierten sich für unsere Schule und die Verhältnisse der Bergbauern. Schliesslich kamen sie überein, uns mit einer Spende an Schulmaterialien zu helfen. Sie hatten ja alles in Hülle und Fülle, der Kanton und die Gemeinde kamen für alle Kosten auf und durch eine Spende wurde niemand direkt finanziell belastet. Alle waren sich einig, dass in Wädenswil sich niemand gegen dieses Hilfsprojekt wenden würde – im Gegenteil. Tatsächlich, etwa zwei Wochen später wurden mir zwei Kisten gefüllt mit Schulmaterial zugestellt. Alles, was man nur begehren wollte, war vorhanden. Ich hatte eine riesige Freude.

Es war für mich selbstverständlich, dass die Schüler ein Dankesbrieflein schreiben mussten. Aber da zeigten sich auf einmal Schwierigkeiten. Die Kinder wollten nicht und fingen an, abschätzig zu reden über die reichen Unterländler. Auch stellte ich bei den Eltern eine sehr negative Haltung gegenüber den Spendern fest. Ich begriff die Welt nicht mehr. Was mussten diese Bergler doch wohl für «Stöcke» sein?

Erst Jahre später, als Helfen und Spenden für die Dritte Welt in Mode kam und nicht nur immer mit Zeichen des Dankes und untertänigem Kopfnicken beantwortet wurde, sondern gelegentlich auch mit Terroranschlägen und dem Ruf nach Freiheit und

Selbständigkeit, begann ich die Haltung meiner Stelser Bergbauern langsam zu verstehen. Die Problematik des «Gebens und Nehmens» fing an, mich zu beschäftigen, und in diesem Zusammenhang stieg mir ein Bild aus der Sonntagsschule auf, das hier fast symbolischen Wert bekommen könnte.

Es war die Sonntagschullehrerin, die nach Stundenschluss mit ihrem Kässlein zwischen den Bankreihen hindurch ging und für die «armen Negerlein» von jedem einen Batzen einzog. Auf diesem Kässchen kniete in demütiger Gebetshaltung ein weissgekleidetes Negerlein, das bei jedem kleinen Geldeinwurf untertänigst mechanisch mit dem Kopf nickte. Wir hatten unsere Freude daran und um dieses Nickens willen spendeten wir gerne einen Batzen.

Klassenfoto der Gemeindeschule von Stels aus dem Jahr 1942/43 mit Lehrer Stefan Disch aus Grüsch. (Fotoarchiv Gemeinde Schiers)

In Stels war der Winter für Tier und Mensch hart und ich begriff, dass die Schüler eines Morgens jubelnd zur Schule kamen und mir berichteten, sie seien schon über ein aperes Stück Gras gewandert, der Frühling sei nicht mehr weit. Als dann nicht sehr weit vom Schulhaus entfernt eine apere Stelle zum Vorschein kam, stellten sich in der Pause alle Schüler darauf und jauchzten dem Frühling entgegen. Von da an dienten ausschliesslich diese täglich grösser werdenden Stellen als Pausenplatz.

Langsam wurde es Zeit, das Schulhaus zu reinigen. Dorli stellte mir das nötige Material zur Verfügung, Kessel, Schmierseife und Bürsten. Dann konnte es losgehen. Die Schüler brauchte ich nicht zu instruieren, die wussten bestens Bescheid und begannen gleich zu wirken. Decken, Wände, Böden, alles wurde gründlichst gefegt, gebürstet und gewaschen, alle Innenräume von oben bis unten. Mit Zeitungspapier und Wasser rieb ein Mädchen die Fensterscheiben und das Lampenglas der Petroleumlampe klar. Mir blieb nur noch das Staunen.

Gegen Ende April gab es dann für die Schüler noch ein unvergessliches Erlebnis. Wir hatten für den Schulschluss ein Theater, «Heidi», nach der Erzählung von Johanna Spyri eingeübt und im Stelserhof aufgeführt. Zu den zwei oder drei Vorstellungen kamen Schulklassen von Schiers. Wir hatten zwar freien Eintritt, aber am Schluss waren dann die aufgestellten Kässchen doch so gefüllt, dass wir uns eine dreitägige Reise in den Kanton Tessin leisten konnten. Ein Vater machte mir aber doch noch einige Schwierigkeiten, er hätte seine Kinder am liebsten daheim behalten und ihren Geldanteil für sich gebraucht.

Der Abschied von Stels war kurz. Wir wünschten uns am letzten Schultag gegenseitig alles Gute, dann packte ich Tornister und Koffer und stieg ins Tal hinunter. Ich war guter Dinge, denn man hatte mir eine Vikariatsstelle im Erziehungsheim Sommerau im Kanton Baselland zugesichert.